

Literatur: Schubkraft aus der Provinz

Böll, Grass und Lenz waren Opfer von Kriegen und Nachkriegszeiten. Sie haben gelebt. Handke, Strauß und Glaser sind Germanisten. Sie haben gelesen. Und zwar viel. Sie wissen nichts von den Menschen, aber alles über die Menschen, vor allem über sich selbst. Also stülpen sie ihr Inneres nach außen, in der festen Meinung, daß es jedermann interessiert. Seelenausleuchter beherrschen den Markt, Selbstbespiegler, die affektierten Problemchen einer selbstgefälligen Zunft akribisch abhandelnd, Exhibitionisten aus dem Germanistikseminar, wo sie wohl nicht gelernt haben: eine nur nach allen Regeln der Kunst gemachte Kunst ist keine. Und: Wenn ein welt- und tatenloser Träumer, am Rande des Geschehens lebend, ohne jeden Einfluß auf die Gestaltung der Wirklichkeit, ja ohne den Wunsch dazu, wenn der sein Inneres spiegelt, kann er nur das Lebensgefühl reproduzieren, das ihn selbst beherrscht: Langeweile.

Das ist der Grund, weshalb der deutsche Leser nach Südamerika und Rußland abwanderte. In seiner Phantasie. Die will Leben. Um zu leben.

Der Roman mußte wieder einen Ort bekommen. Nicht wie das die heimattümelnden Museumswärter einer untergegangenen Welt gern verstehen, jene konservative Clique z.B., die am Niederrhein die sog. Heimatliteratur pflegt, den Sprachspiegel einer kollektiven Regression ins Idyllische und Infantile, in eine heile Welt, die es nie gegeben hat.

Mit Ort meine ich eher das Masurenland, Danzig und die umgebende Kaschubei, das Köln der kleinen Leute, gewisse Städtchen und Dörfer um den Bodensee, kurz gesagt die Provinz, wie sie bei Lenz und Grass, bei Böll und Walser als erzählte Heimat konkret aufschien und heute sich modellhaft realisiert in den exotischen Literaturheimaten der kirgisischen Steppe oder des kolumbianischen Macordo, oder jenes unsterblichen fiktiven Mikrokosmos unseres Daseins, den der „Homer der Baumwollfelder“ William Faulkner in Yoknapatawpha Country Gestalt gewinnen ließ. Wie in dieser Welt „im Briefmarkenmaß“ sucht gerade der gebildete Leser, der akribischen Ausleuchtung beschädigter Innenwelten überdrüssig, wieder festen Grund im sinnlich erfahrbaren Raum, sucht eine neue Dinglichkeit, wünscht sich das Ende der Weltlosigkeit.

Große Literatur war nie provinziell, aber immer Literatur der Provinz, in ihrer Stofflichkeit, vor allem in ihren Erzählräumen, denn die sterile urbane Funktionalität mit ihren glatten Oberflächen und den darunter schwelenden langweiligen Neurosen gibt nun mal literarisch nicht so viel her wie das bunte Alltagschaos eines noch nicht ganz zweckorientierten Lebens. Der mainstream des Erzählens war ja nie urban. Das hat man lange übersehen, weil so viel schlechte Literatur aus der Provinz kam, und weil die literarischen Modemacher nun mal in den Metropolen sitzen, wo sie die Trends und ihren Vertrieb organisieren und ihren emotionalen Haushalt beim Stehitaliener in der Fußgängerzone oder auf der Couch für 100 € pro Sitzung in Ordnung bringen lassen.

Die Provinz ist kein Herbarium, kein Reservat, wo die Wirklichkeit unter Naturschutz steht. Sie stellt den Realitätssimulationen der Postmoderne eine immer wieder neue Möglichkeit des Fabulierens entgegen. Die Großstadt ist zwar literarisch kein Auslaufmodell. Doch ohne das Land müßte sie vertrocknen. Die Provinz ist im Kommen. In körperhafter Frische. Sie träte der modischen Zerebralpoesie in den Hintern, wenn die einen hätte.

Wenn die Provinz sich von falschem Traditionsverständnis freimacht, sich als Ort radikaler Umwandlung von bloßem Dasein in menschenwürdiges Leben versteht, sowie als Experimentierfeld alternativer Gestaltungstechniken, die nah am Menschen bleiben, dann hat sie eine große Chance, jenseits aller Moden ihren spezifischen Beitrag zur Literatur der Gegenwart zu leisten, dann könnte sie werden, was sie vielleicht, ohne es zu wissen, immer schon war: mainstream, oder besser: Urstrom, Urstrom allen Erzählens.

Eine Flucht ins Banale: Die Katastrophe der Dialektdichtung am Niederrhein

Der Dialekt des Niederrheins nimmt, was seine Geschichte und sein Prestige betrifft, eine Sonderstellung unter den deutschen Mundarten ein¹. Im Gegensatz zu anderen Regionalsprachen hat man ihn nie als gleichberechtigtes Heimatidiom neben der Hochsprache gewertet, vielmehr sah man ihn als unterschichtsspezifische Sprachbehinderung an, als sprachliche Unter-, nicht Andersausstattung also. Für die Mehrheit der Gebildeten war „das Platt“ die Ausdrucksform einer kulturell retardierten Schicht, oft mißverstanden als „falsches Deutsch“, eine kleine Minderheit pflegte es heimattümelnd-liebevoll als museales Sprachrelikt, was ihm ebensowenig bekam wie seine Mißachtung. Daß die Hochsprache dem Dialekt seine Funktionsbereiche und Sprecherschichten immer schneller entwindet, ist ein Prozeß, der durch den romantisierenden Konservatismus seiner „Pfleger“ eher beschleunigt als aufgehalten wird.

Die Reaktion auf die Sprache des Volkes ist in der Dichtung seit jeher von stark gegensätzlichen affektiven Einstellungen bestimmt. Seit dem Mittelalter haben Dichter den Kontrast von Hochsprache und Dialekt als wirkungsvolles Stilmittel benutzt. Schon Neidhardt von Reuenthal erzielte komische Effekte, indem er die verachtete Sprache des *rusticus* der verfeinerten Redeweise des Hofes gegenüberstellte, um beide gesellschaftlichen Bereiche durch ihre Sprache mit Hilfe von Travestie und Parodie entlarvend darzustellen.

Umgekehrt werden seit je in den Volkskomödien Fadheit, Affektion und falsches Pathos der Hochsprache gegen die kernige Urwüchsigkeit und den Bilderreichtum des Dialekts ausgespielt. Hiermit gibt die Volksdichtung u.a. auch eine Antwort auf literarische Produkte, in denen sich, wie es vor allem im 19. Jahrhundert häufig geschah, der urbane Gebildete am groben und primitiven Dialekt des ungebildeten Landbewohners ergötzte. Hugo von Hofmannsthal nimmt dagegen "das Naturhafte" der Volkssprache in Schutz gegen die unanschauliche Sprache der Gebildeten, die voll sei von "zerriebenen Eitelkeiten".²

Zunehmend literaturfähig im Hinblick auf die Literatur der Gebildeten wird der Dialekt im Realismus, und die Naturalisten schließlich setzen ihn bewußt ein, um Lokalkolorit zu erzeugen und eine Figur auf ihr Milieu festzulegen. In der modernen Literatur ist Dialektgebrauch nichts Ungewöhnliches mehr. Allerdings wird er hier nicht in erster Linie des Lokalkolorits wegen verwertet, sondern als konflikt-erzeugendes bzw. -verschärfendes Handlungselement. Die bayrisch sprechenden Personen des Franz Xaver Kroetz werden nicht zuletzt durch das Gefühl ihrer sprachlichen Ohnmacht und den damit verbundenen Mangel an intellektuellem Bewußtsein zu ihren Handlungen getrieben, ähnlich wie schon die Charaktere Hauptmannscher Dramen. Dialekt ist heute selbstverständlich bühnenreif; in der gesellschaftskritischen Dichtung erscheint er aber eher als defizitäres Sprachinstrument zur Kennzeichnung einer auch sprachlich deprivierten Klasse. Stellte die eigentliche Dialektdichtung bisher keinen gesellschaftlich-politischen Anspruch, sondern beschränkte sich auf meist komische und deftige Darstellungen alltäglicher Ereignisse, so vollzieht sich im Augenblick auch hier ein Wandel. Parallel zu der weiterhin im Stile des „Ohnesorg-Theaters“ vorgehenden Mundartdichtung entsteht eine politisch motivierte, dem „Umbau der Welt in Heimat“ anspruchsvoll verpflichtete Literatur, deren Aufgabe etwa der Dialektdichter Krischker darin sieht, „den Mann auf der Straße, der wegen seines Dialektsprechens zu den Unterprivilegierten zählt, stolz zu machen auf seinen Dialekt, ihm die Schönheit, die Bild- und Aussagekraft dieser Sprache vorzuführen und zu beweisen. Dies hat nichts mit Idyllisierung zu

¹ Näheres dazu s. Eßer, Paul: *Dialekt und Identität*. Frankfurt a.M./Bern 1983, S. 69-79.

² Hofmannsthal, Hugo von: *Wert und Ehre deutscher Sprache*. Frankfurt a.M. 1957, S. 8f.

Aus:

© Paul Eßer. *Mythos Niederrhein Nachruf auf eine schwierige Heimat*.
Avlos, Sankt Augustin 1997. Und unveröffentlichter Text.

tun; dieser Regionalismus hat nichts mit Provinziellem zu schaffen. Es ging hier um einen neuen vom mystischen Ballast befreiten Heimatbegriff.“³

Warum es trotz der zügigen Verhochdeutschung unseres Sprechens noch einmal zu einer Art Dialekteuphorie im deutschen Sprachraum gekommen ist, beantworten Sprachforscher und Soziologen mit dem Hinweis auf die Entfremdungseffekte der modernen Massenzivilisation, die in ganz Europa zu einem neuen Regionalismus geführt haben. Die Mundart entfaltet so gesehen ihre integrierende Kraft als Mittel der Gruppenkohäsion und der Abgrenzung nach außen. Dialektgebrauch gewinnt Abzeichencharakter, wird zum Protestmittel, zu einer Verteidigungsform gegen die Entfremdung des Menschen in einer hochtechnisierten, außengesteuerten und immer unüberschaubarer werdenden sozialen Realität. Nicht gegen alles Neue schlechthin wird in der Mundart polemisiert, sondern gegen eine fast schon allmächtige soziokulturelle Verelendungsmaschinerie, die unausgesetzt Wachstum propagiert, in Wirklichkeit aber Schrumpfung bewirkt, Verödung, Wegnehmen, Abtragen, Enteignen, die Blüte vorgaukelt, wo alles bleicht: das Grün der Natur, das Denken, die Sprache.

Filmemacher und Dramatiker, wie z.B. Faßbinder, Sperr und Kroetz nutzten die Möglichkeit des Dialekts, mit sensibler Genauigkeit gesellschaftliche Realitäten zu spiegeln. In Wyhl und Brokdorf ist der Dialekt zu einem schöpferischen Ausdrucksmittel des Protestes geworden, und Kölner Rockgruppen bedienen sich in ihren Liedern einer dem hochdeutschen Ohr oft proletenhaft klingenden, herzerfrischenden Dialektpoesie von enormer poetischer Dichte. "Arsch huh und Zäng ussenander" forderten Wolfgang Niedecken und seine Musikanten 1991 vor 200.000 Demonstranten auf einer "Rock gegen rechts"-Kundgebung.

Gegen die „umwäutverschmitzing“ in seiner Landschaft wettet der Alemanne Burren, über die Kollektivschuld an „Auschwitz, Belsen und Oradour“ macht sich der Niedersachse Bellman Gedanken, über das moderne Intensivsterben („mit schläuch i dr nasa“) die Vorarlbergerin Wäger-Häusle. Der Niedersachse Andrae verspottet die Konsumgesellschaft („all hebbt se Kredit upnahmen“) in seinem Gedicht „De Naber“, der Franke Kleinlein („a rouh mou sai“) und der Schwabe Holzwarth („Ballade vom Zwang der Anpassung“, Refrain: „Wer’s Maul aufreißt, der bringt’s zo nix“) schreiben gegen autoritäre Erziehungsmethoden an, der Bayer Wittmann philosophiert darüber „wiaras leem laffd“, das nämlich nur aus entfremdeter Arbeit besteht, und kommt zu den gleichen Schlüssen wie der Ruhrgebietsdichter Reding, der den „Scheißdreck unter Tage“ satt hat und der Saarländer Gulden, der in „naatschicht“ über die Folgen von „zwanzich joa em donkgeln“ nachsinnt. Der thematische Bogen der modernen deutschen Dialektdichtung spannt sich von der Rheinvergiftung (z.B. André Weckmann: Rhingold) bis zum Faschismus in Chile (z.B. Ernst Born: Victor Jara), von regionalen Mißständen zum Weltgeschehen.⁴

Von dieser thematischen Weite, von diesem schöpferischen Reichtum, von dieser politischen Kraft und diesem Willen zur Selbstbehauptung ist in der niederrheinischen Dialektdichtung kaum etwas zu spüren. Sie thematisiert innovationslos das Hergebrachte, bleibt auf dem Niveau einer auch in anderen deutschen Sprachlandschaften keineswegs ausgestorbenen Trivialpoeterei, die ein Bedürfnis nach unverbindlichen nostalgischen Gefühlssurrogaten bedient. Als eine der wenigen Ausnahmen vom regressiven Rural-Kitsch sei hier Ludwig Soumagne zitiert, dessen „Naihtjebett“ im Grunde aufzeigt, was in der Niederrheinpoesie falsch läuft:

Lott mech, Häer
diss Naiht em Schlof
Bloß net an Deutschland
denke -

³ Krischker, G.C.: Interview mit Otto Schober in: *Praxis Deutsch* 27, 1978, S. 20.

⁴ Die Beispiele stammen aus Bosch, Manfred (Hrsg.): *Mundartliteratur*. Frankfurt a.M. 1979, S. 43-75.

Aus:
© Paul EBER. *Mythos Niederrhein Nachruf auf eine schwierige Heimat*.
Avlos, Sankt Augustin 1997. Und unveröffentlichter Text.

Et künnt mech söns
em Droom enfalle
en Joddes Name zu sage -
un Jo un Amen -
Amen.⁵

„Jo und Amen“ zu allem, was in der Welt geschieht, haben die meisten Niederrheindichter längst gesagt; ihre Produkte sind inhaltlich und formal von einer niederschmetternden Einfallslosigkeit geprägt; mit ganz wenigen Ausnahmen bringen sie eskapistische Idyllendichtung primitiver Machart in die einschlägigen Gazetten und Anthologien.

Gedichtbände rheinischer Mundartschriftsteller zeigen immer den gleichen Aufbau, weil sich die Gedichte regelmäßig nach einigen wenigen, immer den gleichen Themenkreisen gruppieren lassen. Von „Letsches on Stökskes“ aus dem Jahre 1877 über die Textsammlung im Heimatbuch von Paffen und Neumann (1930) bis zu modernen Anthologien oder Sammelbänden einzelner Autoren wie „D'r Alde Maat vertäld“ von Peter Erdweg (1976), „Ech kall Krieewelsch Platt“ von Klaus Otten (1985) oder „Allenengen ös jett Sonn“ von Paul Weyers (1973) oder etwa den Autoren der Sammlung „Os Beäs op Platt“ (Krefeld 1991) hat sich thematisch nichts geändert. Einige Sammelüberschriften aus den genannten Werken mögen dazu dienen, die niederrheinische Dialektliteratur nach Inhaltskriterien zu klassifizieren; dabei gilt für die Kurzprosa und das Liedgut das gleiche wie für die Gedichte, auf die hier aus Raumgründen verstärkt zurückgegriffen wird. Standardthemen: Modersprok, Heimuet, Du liewe Kendertid, Dat Menbeläve, Watt et Volk vertällt, Lott wer noch ens laache (Paffen, Neumann) oder Ös Dölke on si Platt, Fastelovend on Schöttere, De Box ös jau jeri'ete, Kenger on Kengskenger, Von d'r Suomer bes enn d'r Wenkter (Weyers).

Die Thematik bleibt durchgehend begrenzt auf die eigenen Sprachbesonderheiten, den eigenen Wohnort, die umgebende Landschaft, das alte Brauchtum, das Erleben der Natur und der Jahreszeiten, die Sehnsucht nach der Kinderzeit, überhaupt nach einer Vergangenheit, die als ideal empfunden wird, auf Anekdoten und Ortssagen aus der engeren Umgebung. Die wenigen, die am Niederrhein anders schreiben, Gegenkultur schaffen könnten, müssen sich angesichts der herrschenden Kultur- und Medienpolitik wie ausgesperrt vorkommen, müssen ihre Werke als einbehaltenes Volksvermögen betrachten, randständige Mißverständene ohne Lobby in einer peripheren Kulturlandschaft.

Daß gerade am Niederrhein eine Naturzerstörung größten Ausmaßes stattfindet, daß gerade hier Flüsse und Bäche vergiftet sind wie kaum irgendwo, daß der vorrückende Braunkohleabbau droht, die Landschaft in eine Steppe zu verwandeln, daß bis vor kurzem am Niederrhein eine gefährliche Konzentration von Militäreinrichtungen herrschte wie sonst nirgendwo in Europa, daß achtachsige Tanklastzüge mit oft hochgiftiger Fracht durch die Dörfer der Ebene donnern, daß gerade hier die Arbeitslosigkeit überdurchschnittlich hoch ist, davon kein Wort in der Heimatdichtung. Daß Menschen im Interesse der Industrie aus ihren Dörfern vertrieben werden, daß in anderen Dörfern Asylanten aus fernen Ländern eine vorübergehende konflikträchtige Bleibe finden, daß manche Dörfer von todbringenden Raketen umstellt waren und andere umstrittene Brüter-Betonklötze auf ihren Wiesen vorfanden, das hat die Heile-Welt-Idylliker nie interessiert, sie kultivieren den Exodus aus der Zeit, beschwören das Heimatgefühl durch Bilder einer vergangenen Welt, basteln an zeitentzogenen und weltenthobenen Ruheplätzen für Leser, die es satt sind, darüber aufgeklärt zu werden, daß jährlich 250.000 Tonnen Säure und viele tausend Tonnen anderes Gift den Rhein hinunterfließen und Blei und Cadmium vom trüben Himmel regnen.

In der Heimat, wie der niederrheinische Fluchtpoet sie sieht, verändert sich nichts. Ein paar ältere Beispiele, dann aktuellere Belege:

⁵ Zitiert nach Eicker, H.J.: *Straelener Mundart*. Straelen o.J., S. 13.

Aus:
© Paul Eßer. *Mythos Niederrhein Nachruf auf eine schwierige Heimat*.
Avlos, Sankt Augustin 1997. Und unveröffentlichter Text.

Selfkantland

Wir wuehne an et Eng dr Welt,
De Dörper legge en et Feld,
Dr Hiemel eß onendlech jruet.
An stelle Wäege waast et Bruet.
Die Mü-ehle stond su-e ganz alleen.
Die Kerke schiene spielzeugkleen.
De Grenz, dett eß dr Hiemelsrand.
Min Heemat eß et Selfkantland.⁶

Seit Willi Grobben seine niederrheinische Vaterstadt mit den üblichen Kitschattributen pries, die auf jede Stadt zutreffen können, hat sich nicht viel verändert in der Sparte „Heimatlob“. Die Vögel singen in Kempen („ut Nobbers Bieremboom“), „üever Jievelsdäker sengt die Klock ühr Ovvendslied“, und so interessant es anderswo sein mag, er ißt lieber sein „Bruet met Muhrekruut en Kempe“. In der niederrheinischen Landschaft stellte er nichts fest als blumenübersäte Wiesen und Felder „bongt von Clüer“.⁷

Was anderes darf der Heimatdichter auch nicht sehen, damit nicht entsteht, wovor Hannes Martens (Kempen) warnt: „näehm dech en ait/vör Drüvsenn“. Gegen den hilft der Blick zurück: „Joo, watt wuar datt vrööjer schön“ (Erdweg) oder: „Son Freud wie damals jöff et hüüt net mi-e/ävver wie schon jeseit - man wo-er tofri-e“ (Büdgenbach). Auch Frank (Duisburg-Meiderich) lobt das Vergangene: „Dat Olde woor ok schön!“

An das lädsäppelsvörrke, an D'r Kruutwöösch, an die alte Kerreke Uer erinnert sich Erdweg gern, an das Muerekruut denkt Stronken oft, und von der Kreesneit (Engels) schreiben sie alle immer wieder: Kreesmeß (Paasch, St. Hubert), Chresdag bei os (Eßer, Rheinhausen), Chresmees (Lehnen, Vorst), Hellije Näit (Köllmann, Kempen), Et was enn Nacht! (Bäcker, Goch), wie schon der oben zitierte Grobben: Kreskenk bäckt usw., denn immer wieder steht das „Kreskengke vör osser Düer“ (Busch, Viersen).

Natürlich liegt dem Verfasser hier jeder Spott fern, hat er doch auch im Gedicht „Leed on Jlöck“ von Paul Weyers die unmißverständliche Empfehlung gelesen: „On weä nix op dr Herrjott jövvt, deä sall sich mar begraave loate.“

Die niederrheinischen Mundartschreiber geben allgemeine Weisheiten im Dialekt wieder: „Et geht in't Läven op en af ...“ (Groenewald, Kleve) oder:

Wett örr datt?
Wäe emmer oet ut volle Komp
Wett neet, wi wieh et deet
Wenn iemes, oehne äeje Schold
Döcks hongerij schloepe jeht!

Jakob Engels (Viersener Mundart)

Sie stellen regionale Besonderheiten des Speiseplans vor („Pusspass“, „Muckefuck“ und „Muhrejubbel“), schreiben von kindlichen Spielen („Flöttjes schneij-je“), sie mahnen auch zu regelmäßigem Gebet, wie Leo Opheys aus Straelen: „Ihr du begenns ... spräk met de Lieven

⁶ aus: Peter Staas. *Lob des Selfkants* (1964).

⁷ *Heimatbuch des Kreises Viersen* 1975. Kempen 1974, S. 237.

Aus:

© Paul EBER. *Mythos Niederrhein Nachruf auf eine schwierige Heimat.*
Avlos, Sankt Augustin 1997. Und unveröffentlichter Text.

Hiehr“ und erzählen immer wieder „klöchtege Döntjes“ (Fritz van Hoffs, Geldern) aus dem Alltagsleben, vorwiegend aus dem Leben einer bäuerlich und handwerklich geprägten Umwelt, die es so nicht mehr gibt und die mit verklärendem Blick beschworen wird.⁸

Die Auswertung zahlreicher Dialekthologien und Einzelveröffentlichungen vor allem aus den letzten Jahren ergibt, daß das literarische Leben in „Platt“ die Funktion eines Schutzzaunes zu erfüllen hat, mit dem man eine Idylle abgrenzt, die Rückständigkeit, ja Infantilität konserviert, statt hinter einem solchen Schutzzaun selbstbewußt zu erstarken im Kampf gegen die Nivellierung und Uniformierung aller Lebensbereiche, wie das andernorts geschieht.⁹

Schade um diesen wichtigen Literaturzweig, der oft genug den Humus gebildet hat für die „hohe“ Literatur und der anderweitig frische Lebenskraft ausstrahlt als Ausdruck eines neuen politischen Bewußtseins! Sicherlich kann man da mit Martin Walser kritisieren, die Provinz werde modisch vermarktet, aber vermarktet werden kann eben nur, wonach eine Nachfrage besteht, und ein Bedürfnis nach einer ureigenen, regional definierten Identität ist ganz und gar verständlich. Bedenklich ist nur, wie die Brauchtumswächter am Niederrhein darauf reagieren.

Die sich zwischen Rhein und Maas der Pflege des Dialekts und der Heimatdichtung widmen, sind durchweg alt. Sie konservieren eine Welt, zu der heutige Jugendliche keinen Zugang mehr haben, statt Dialekt und Dichtung an neue Lebensrealitäten anzupassen, wie es anderswo versucht wird. Für die meisten jungen Leute am Niederrhein stellt sich die ehemalige Volkssprache dar als Großväteridiom, behaftet mit dem Odium des Peinlichen, ja Lächerlichen, mit dem Ruch eines Redens, von dem auch ihre Alltagserfahrung sie lehrt, daß es für Aufstieg und Ansehen hinderlich ist. Statt hier Aufklärung zu leisten, verschanzen sich die alten Kämpen in einer Wagenburg hergebrachter Vorurteile.

Einfach schreiben bedeutet nicht einfältig schreiben, gemütvoll schreiben bedeutet nicht ohne Verstand oder kitschig schreiben. Der von offiziellen und selbsternannten Apologeten der Volkskunst immer wieder apostrophierte Gegensatz von Verstand und „Gemüt“ ist keiner! Wenn die konservative Clique, die am Niederrhein Volkskultur verwaltet und Literaturpreise verleiht, ihren Kritikern immer nur Mangel an Gemüt vorwerfen kann, zeigt sie damit, daß sie Gemüt mit Infantilität und nostalgischer Sentimentalität gleichsetzt und dadurch die Volksdichtung an einer Weiterentwicklung hindert.

Schöpferische Identität bildet sich im Widerstand, nicht auf der Flucht. Kunst ist immer radikal, Kunst stellt Maximalforderungen, Kunst bedeutet gnadenlose Analyse, weit entfernt von der frommen Langeweile, welche die gutmütige Verseschmiederei der Heimatpoeten vom Niederrhein erzeugt. Wer immer nur einen Standardschatz bewährter Folien und handlicher Ausdruckskartuschen pflegt, bewirkt, was Peter Rühmkorf an der traditionellen Volkspoesie kritisiert, daß sie nämlich „entgegen den sich wandelnden Umweltbedingungen immer nur das gleiche Pensum repetiert.“¹⁰

Die niederrheinischen Dialektdichter und ihre Verwalter im Kulturbetrieb haben den Trend der neuen „Heimatdichtung“ nicht nachvollzogen, die ist nämlich offen für die Sprache der

⁸ Die Beispiele stammen bis auf Büdgenbach (report am Sonntag, 29.04.1984) aus jüngeren Nummern des Heimatbuches des Kreises Viersen (s. 6), der „Zeitschrift für Heimatpflege und Wandern. Der Niederrhein“. Hrsg. v. Verein Linker Niederrhein e.V., Krefeld, aus den „Niederrheinischen Blättern. Beilage der RP“ sowie aus Erdwegs und Weyers o.g. Titeln (Anrath 1976 und Krefeld 1973).

⁹ Zu den Ausnahmen sei erwähnt: Es ist Ludwig Soumagne gelungen, die erstarrten Formen der Dialektdichtung aufzubrechen und im Spiel mit der Sprache zu existentiellen Themen zu finden (z.B. in Brut vom Bäcker, Krefeld 1984). Dirk Hespers hat einige Volkslieder gefunden, die nicht ganz in das oben skizzierte Bild der Niederrheinpoesie passen (s. Oss're Nobbers Pitter, Mönchengladbach 1981). Gedichte mit kritischem Zeitbezug finden sich auch bei Hubert Busch aus Viersen, Volksstücke, die auf die jüngere Vergangenheit Bezug nehmen bei Karl Schmalbach (Lank-Latum).

¹⁰ Rühmkorf, Peter: Über das Volksvermögen. Exkurse in den literarischen Untergrund. Reinbeck 1967, S. 22.

Aus:

© Paul Eßer. *Mythos Niederrhein Nachruf auf eine schwierige Heimat*.
Avlos, Sankt Augustin 1997. Und unveröffentlichter Text.

literarischen Moderne, ist intellektuell und experimentierfreudig und besticht durch die Vielfalt ihrer Ausdrucksformen und Themen (z.B. die neue Lyrik und den neuen Roman in Österreich und in der Schweiz).

Hinter der Situation der Dialektdichtung am Niederrhein verbirgt sich kulturhistorisch betrachtet eine Art Ungleichzeitigkeit, d.h. ein Nebeneinander entfalteter kapitalistischer Produktionsverhältnisse in einer hochindustrialisierten Massengesellschaft und feudals-patriarchalischer, also vorindustrieller und vordemokratischer Denkweisen und Lebenseinstellungen.

Den heimattümelnden Museumswärtern einer untergegangenen Welt, die den Dialekt zum Idiom einer kollektiven Regression ins Idyllische und Infantile degradieren, sei die Mahnung Ludwig Soumagnes aus dem Gedicht „Secherjonn“ ins Poesiealbum geschrieben: „Wigderjonn e bisje wigderjonn ... wigderjonn möt der Zick.“

Wie die idyllensüchtige niederrheinische Fluchtlyrik vorgeht, habe ich im folgenden Gedicht (Mönchengladbacher Mundart) ins Bild zu setzen versucht.

Be oss emm Dörp

Doh sitte wirr nu
enn datt jemötlische alde Jadeslokal.
Enn de Sonn.
Datt janze Huus
hannt se witt jeschtrieke
onn däh wilde Wing
akurat jeschnije.
Däh jrellije Honk
hannt se injeschloete.
Die kranke Omma
bliff opp ett Zimmer
- die kritt sowieso
nix mie mött -,
datt Kleen,
watt se nitt mie all hätt,
ooch.
So sitte wirr he
janz onjeschtüert
onn drinke Beer
- enn datt jemötlische alde Jadeslokal.¹¹

¹¹ aus: Eßer, Paul: *Gebrochen Deutsch*, Krefeld 1993, S. 29.